

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926

13.6.1926 (No. 24)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 24



13. Juni 1926

Anna Maria Kenner / Das dritte Reich.

Aus dem unverkennbaren Suchen, Ringen und Schwanken unserer Kultur der Nachkriegszeit geht hervor, daß ein Einheitsliches, eine gültige Lebensform, ein wahrer Lebenswert als neues Menschheitsziel das geistige Bedürfnis des modernen Menschen ist. Mit dem modernen Menschen ist weder abfällig-kritisch der gespaltene Typ, noch heissfällig der ausgeblasene Intellektuelle bezeichnet; einen modernen Menschen nennen wir den Ernsthaften, der in sich die Reife und Unfertigkeit der durch viele Kulturen gegangenen Menschheit erlebt, der noch die Kraft des Naiven hat, die um die bloße Existenz zu kämpfen nicht müde wird, weil auch darin Sinn ist — Ur-Sinn des Menschseins — und der in der Zukunft neue höhere Ziele sieht, als alle bis dahin gesuchten. Für diesen Menschen ist die schwerste Frage, wie er sich selber aus dem kulturellen Wirrwarr der Zeit rettet, ohne doch seine in eine selbstgebaute Ideen-Scheinwelt zu fliehen, wie er mitten in dem Wirbel der Eindrücke steht, ohne zu schwindeln und zu wanken, wie er alle Sinne wach und offen und doch sein letztes innerstes Geheiß, die cella interna frei hält von den Bildern der Erscheinungen. In ihm selber aber gilt die uralte Kampflosung: Leib wider Geißel Und er steht in einer Zeit, die widerstandslos und hingegeben an das Leben des Leibes den Zusammenhang mit dem Geistigen verloren hat. Wohl rächt sich das Vergessen des geistigen Lebenselementes, das dem homo sapiens nun einmal notwendig ist wie Luft, Brot und Wasser, und schlägt die Bauchdiener mit Unrast, Stumpfheit oder Wahn. Aber solange sie nicht erkennen, was die Ursache ihrer Krankheit ist, solange sie zu schwach sind, den Kampf des Geistes wider den Körper zu führen, wie soll ihnen geholfen werden?

Der Pessimist — es zu werden, ist eine Anfechtung, die heute die Besten trifft! — sieht Untergang. Der Optimist spricht Worte, wie eine moderne Frau in einem Roman in richtige, begründeter Erkenntnis des großen Zeitkonflikts, aber mit mehr Zuversicht als Einsicht in das Mögliche und Wirkliche sagt: „Die Antike verherrlichte den Körper und diente ihm; das Christentum predigte die Herrschaft des Geistes und unterdrückte den Körper; das dritte Reich wird eine Harmonie zwischen Körper und Geist sein, die beide einheitslich und ohne Widerstreit nach ihren Gesetzen leben läßt.“

Solche Sätze werden öfter gesagt; den Widerspruch in ihnen zu empfinden ist leichter, als den auf Philosophie und praktische Erfahrung gegründeten Gegenbeweis zu führen. Die Weisheit aller Völker gibt für die großen Wahrheiten des Geisteslebens Zeugnis. Aber viele Moderne pochen — theoretisch und praktisch — auf ihre Unabhängigkeit vom Ueberlieferierten, und doch können sie sich nicht hinausbegeben aus der Reihe, deren Glied ein jeder ist, er mag wollen oder nicht. Daß er zwar eine physisch-psychische Vererbung gelten läßt und bei jeder Gelegenheit damit operiert, auf der andern Seite aber keinen rechten Zusammenhang mit dem Geist der Menschheitsentwicklung findet, das macht den Modernen so unruhig. Jemem, dem Sätze wie: „Ich verspüre in meinen Gliedern ein Geheiß, das dem Geheiß meines Geistes widerstrebt“, oder: „Zwischen Sinneglück und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur die bange Wahl!“ — ihm, dem solche Worte nichts bedeuten, weil ihre Urheber Kinder eines „überlebten“ religiösen oder künstlerischen Bekenntnisses waren, ihm sei das „dritte Reich“ gelehrt, wie es zu uns kommen mag in die Kreise unseres engen Daseins.

Unser äußeres Leben ist heute durchgeleitet von den Schreien zweier Lebensauffassungen und ihrer Vertreter: Lebenshunger und Genußgier der Hemmungslosen, Enttäftung und Drohung der Gekemmteten. Mander Sittlichkeitsapostel kann schlecht den Neid verhehlen, den er in den ungekannten und uneingeständenen Untiefen seiner Seele gegen den glücklicheren Genießer trägt. Die wahrhaften Menschen begraben sich in ihrem Kreise und seinen Aufgaben und überlassen sich einer wehmütigen Ergebung. Man könnte den großen Widerstreit auch den Kampf zwischen Natur und Geisteswelt nennen, und von jeher sind zwei Richtungen gewesen: die eine vergötterte die Natur und ihre Kräfte, die andere floß sie und schalt sie dem Geiste feindlich, diese Askese, jene Triebabietung fordernd. Weisheit hat ein Wahrhafter es genannt, die Sinne zu verschließen, und war doch selber ein Schönheitsfroher, Naturbegeisterter. Jene Wahrhaften, Ernsthaften glauben also nicht an das „dritte Reich“; es sprechen meist solche davon, denen die Ausmalung des versöhnlichen Ideals eine Erleichterung ihres bedrängten Gemüts zu bedeuten scheint, und sie sprechen davon mit mehr Schwärmerie als Gedankenstärke.

Und doch ist diese Einheit das Ziel des Menschen, und eine Maßhaltigkeit der Harmonie besteht; die Bewegung zu diesem Ziele hin vollzieht sich nach dem großen allgemeinen Entwicklungsgesetz. Der erste Anfang ist als Unerläßliches die Klarheit des Einzelnen über seine Stellung in der Welt. Wer heute noch auf die Interessen des materiellen Lebens sich beschränkt, der mag sein Leben lang das Dasein hart oder sinnlos oder die Zeitläufte schlimm nennen. Wer heute, da jeder gewaltsam aus dem sanftesten Schlaf der Behaglichkeit geweckt wird, nicht seinen Platz in der weiten Welt findet, von dem aus er nach den Gestirnen blickt, der mag sich in eine „arme Zeit verirrt“ vorkommen. Nicht die Zeit ist arm, sondern der Mensch! Der Arme der, welcher das Leben durch die Illusion überwinden zu müssen glaubt. — Wohl, der Glaube ist auch Illusion! wird erwidert. — Ja, wenn er schmeichelt, wie die Illusion, wenn er tröstet, betäubt, einschläfert. Wenn er glaubt, daß einmal eine schöne, schläfrige, zuckerfüße, tränen-tränfelnde Versöhnung zwischen den großen Kräften sein werde, die, aufeinanderprallend, den gewaltigen schöpferischen Funken sprühen, welcher der Vater aller Dinge genannt wird.

Der Glaube an den Sinn des eigenen Lebens ist die Aufgabe des heutigen Menschen. Der Glaube an das blindwaltende Schicksal, an die Autorität des Gesetzes anker uns, an die Unabhängigkeit des Menschen von der übrigen Welt, all das ist überwunden. Aber der Sinn eines Zeitalters, das Technik, Reford und Mechanisierung des gesamten Lebens als einzigen Inhalt zu haben scheint, ist schwer zu finden. Zum Glück aber ist der andere mindestens ebenso starke Inhalt jenes Suchen, Ringen und Tasten nach einer kulturellen Erneuerung, die aus dem Geistigen aufblüht. Die tausend Wege und abertausend Sucher haben keine andere Sehnsucht. Sie erkennen, daß ein Ueberwundenes nicht wieder belebt werden kann; das will die Entwicklung.

Aber der Geist ist ewig und jenseits unseres zeitlichen Wagens; er wehte um die Schreiber der Veden wie um die Magier Ägyptens und die griechischen Philosophen, und seine Schüler schritten in feierlichen Reihen durch die zwei Jahrtausende abendländischer Kultur. Sollten die Träger der kommenden, des „dritten Reiches“ nicht wiederum Geistesmenschen sein? Jene werden es sein, die aus dem Zeitkonflikt Klarheit und Freiheit tragen, die wirklich

eine Einheit des Leibes und Geistes erreichen, soweit sie möglich ist. Um die Wege zu diesem Ziel streiten sich die ehrlichsten Sucher. Der eine will in richtiger Erkenntnis des Ueberwindens den Geist schulen, d. h. den Verstand üben und das Gedächtnis anfüllen. Der andere aber, und mit ihm die Mehrzahl meint, man müsse am Körper einmal beginnen; wenn er gesund sei, dann komme die Gesundheit der Seele von selber. Bis zu einem gewissen Grad ist das richtig, zumal, was die gesundmachende Wirkung eines geistigen Willens und regelmäßiger Kräfteammlung angeht. Aber die Beispiele lehren ja, wie leicht die beste Körperkultur in Körperkult und Ueberhäufung der physischen Kraft und Schönheit verirren kann. Die Kultur der Reforde auf der einen, der geächteten Triebe auf der anderen Seite ist die Folge.

Für die heutigen Lebensverhältnisse ist Körperkultur wirklich die erste Forderung. Die Menschen ersticken sonst in der Enge ihrer Arbeitsräume und Wohnungen. Keiner kann sich dieser Notwendigkeit ungestraft entziehen — Übergewicht verkrochene Menschlein beiderlei Geschlechts laufen herum, denen vorgeschrittene Jahre, persönliche Verhältnisse und — diese an der Zahl nicht zu unterschätzende — innere Hemmungen Körperkultur nicht erlauben. Es hat von jeher zu den Problemen des religiösen Menschen gehört, wie er das, was des Leibes ist, mit dem Willen des Geistes verbinde. „Essen, Trinken, Schlafen und die übrigen Bedürfnisse des Leibes sind dem geistigen Menschen eine große

Last,“ sagt der gescheiteste aller Asketen, Thomas Kemmerer. Die neue Auffassung aber wird beiden gerecht. Sie macht dem geistigen Menschen die Pflege des Leibes zur Pflicht, damit der Leib die Tätigkeit des Geistes stütze. Sie stellt aber auch den Sportler, den Züchter schöner und kräftiger Leibleblichkeit vor ein unerbittliches Muß: seine Schulung und Pflege des Leibes geschehe aus der Erkenntnis seines geistigen Wesens. Sie wird also dem Menschen zwei Aufgaben stellen, statt einer, wird eine ganz unmögliche Kraftsteigerung verlangen, die dem Körper das Höchste abringt und den Geist zu stärkster Fähigkeit schult. Die Menschen werden unter diesem Zwielicht zerbrechen oder erklären, nur das eine oder das andere sei möglich.

Nein. Die körperliche Zucht, begonnen und durchgeführt im rechten geistigen Willen, wird von selber die Ueberspannung moderner Reforde meiden. Das geistige Streben wird nimmer zur Lebensfremde, aufblasenden Wirklichkeitsgegnerschaft, wenn das Selbstbewußtsein gesund mit der Freude an körperlicher Leistungsfähigkeit sich paart. Das Ergebnis dieser Zwieschheit im Streben wird eine Einheit im Menschen sein, der ruhiger, freier und unbefangener sein wird, als wir ihn jetzt gerade sehen. Und die Gemeinschaft solcher einheitlicher Menschen wird — die Unvollkommenheit alles Menschlichen durchaus mit in Rechnung gesetzt — einmal dem ähnlich sehen, was einigen Hoffenden heute als das neue Menschheitsziel, das „dritte Reich“ vor sichwebt.

Gustav Adolf Müller / Neue Scheffel-Erinnerungen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Auf dieser Suche durfte Hermione dem Meister Josephus begegnen. Ich lasse sie selbst berichten: „Vor Tagesgrauen bis abends spät war ich im Atelier und nachts schrieb ich — wenn ich nicht tanzte oder weinte vor Sehnsucht und Glück, kurz ich braunte wie ein Licht an beiden Enden. Aber die Zeit flog. Ich hatte schon Erfolg mit meinen ersten Arbeiten, glänzende Kritiken und — gute Verkäufe. Bestellungen kamen, der Kopf schwindelte mir vor allem. Denke ich an diese ganze bunte Studienzeit zurück — immer sehe ich mich im Frühling den blühenden Lindenwegen nach der Kunstschule gehen und in meinem Herzen Scheffels Worte sagen:

„Leb wohl, süß duftiger Lindengang,
Du Gastner Klosterspforte,
Da ich im ersten Siegesdrang
Den Böselein stahl die Worte.“ —

Sie war allsonntäglich bei Scheffel zu Tisch. „Ich bewunderte und liebte ihn“, sagte sie mir, „aber — über das Philisterium seines äußeren Menschen konnte ich mich niemals beruhigen“. Dieses „Philisterhafte“ fand die junge Malerin schon in Scheffels sie fast allfänglich anmutendem „kühnlichem“ Anzug und Aufzug, im Kragen und in der Halsbinde. Aber stolz machte sie dieser Verkehr doch, am meisten damals, als sie den Dichter hat, doch wieder etwas zu schreiben, und er ihr erwiderte: „Lieberes Kind, schaffen Sie mir Herzensruhe!“

Lieberes Kind! Diese Anrede bezeichnet richtig das väterlich-töchterliche Verhältnis des Dichters und stillen Gelehrten zur jungen, erst in die Welt tappenden Künstlerin. Natürlich lernte Hermione (sie nannte sich damals noch weniger dunkel und nach ihrem Geburtsort „Hermine“) dem Meister auch ihre „ersten Gedichte“ zur „gütigen Prüfung“ vor. Es war Sprühfeuer, das die ganze Flammenglut hauchte, von der schon das Wesen der Jungfrau durchloht erschien.

Scheffels Urteil? Es läßt uns mancherlei ahnen von der damaligen Seelenverfassung des Dichters, der die eigene heiße Jugend auf dem Herdfeuer des Lebens zu Asche verbrannt sah, der sehr genau wußte, wie auch der unraffvollen jungen Sehnsucht der — Tag des Stillewerdens kommt. Aber im übrigen erwies sich Scheffel als — falscher „Prophet“ bezüglich der — Liebeschicksale seines „Kindes“, das durchaus keine Anlagen zu einer braven biedereren „Alltagsbraut“ besaß. So schrieb Scheffel auf das erste Blatt des Manuskriptes, das er ihr zurückgab:

Jugendheißes Herzens Glühen,
Sternglanz aus der Träume Land,
Tief enttäuschter Reizung Sprühen
Glimmt und funkt aus diesem Band.
Sehnsuchtsheiß ertönt's und sinnig,
Als Prophet geh' ich's zurück:
Bald kommt Einer, lieb und minnig —
Und das Lied verstummt im Glück!

Falsch prophezeit, Meister Josephus! Eine so elementar-trächtige Gestalt wie die Preuschen hatte eher einen „Lieben und minniglichen“, etwa gar semmelblonden Jüngling, als daß ihr heißes Sehnen einem solchen wackeligen Vertreter des Manngeschlechtes gelten konnte. Und dann — ihr Lied ist nie verstummt, auch nicht (und erst recht nicht), als „Einer“ kam, der der Rechte war, und auch dann noch nicht, als dieser Rechte starb. Scheffel ahnte nicht, wiewohl er die Funken dieser Blut schon anzulieben sah, daß die spätere Dichterin von „Via passionis“, „Tollkraut“, „Regina vitae“, „Mors Imperator“, „Startelieder“ usw. zu jenen Gezeichneten gehörte, die alles sinnen müssen, was sie leiden. Spät nach sie den Manen Scheffels die Antwort auf dessen „Prophezeitung“ in einem Gedicht an Konrad Telmann, den

Heißgeliebten. Aus meinen „Stimmen toter Dichter“ will ich diese Antwort für die Verehrer Scheffels hieherlesen:

Ein großer Dichter hat mir einst gesagt:
„Wie sehnsuchtsvoll auch töne Dein Gesang,
Wenn Du erst glücklich bist, wirst Du verstummen!“
Und lange, lange Jahre war ich stumm,
In Leid und Pein und grenzenloser Dede,
Mir war, als wenn der Urquell meines Lebens
Im Sand des Alltags mälig war erstickt.
Da fand ich Dich — und wieder heiß und jung
Und sehnsuchtsmild, wie einst, ertönt mein Lied:
Wie könnt ich stumm in Deiner Liebe ruh'n!
Nein, Worte drängen sich und töne, wieder,
Die alle sich um Deine Knie schmiegen.
Und heute weiß ich: Alltagsglück macht stumm,
Doch meines, Liebster, ist so grenzenlos,
Daß, wenn es nicht die Brust soll mir zersprengen,
In tausend Liedern muß zum Himmel jauchzen! —

Auf Scheffels Spuren in Italien.

Als ich im Herbst 1888 auf den Rat und die Empfehlung meines Tübinger Lehrers, Prof. Schwabe, und die Auskünfte des berühmten Direktors vom Deutschen archäologischen Institut erstmals nach Rom ging, kannte ich das „Wunderland Italien“ außer durch die archäologischen Fernstudien eigentlich nur aus zwei Quellen: Aus Heinrich Hansjakobs Reisebuch und aus — Scheffels „Trompeter“. Die „Lieder Berners“ darin und das letzte Kapitel vom Wiederfinden der beiden Liebenden am päpstlichen Hofe hatten dem Mir von Roms Umgebung machte, ihre Farben gegeben, während ich Rom selbst und das übrige Italien so ziemlich „ganz à la Hansjakob“ zu studieren mir vornahm — mit einem Gewinn, dessen Offenbarung später den Freiburger Pfarrer von Sankt Martin höchlichst und vergnüglich freute.

Ich suchte also Scheffels Spuren und erlebte dabei allerlei. Eine Krönung wollte, daß mein römisches Studienjahr in ein von Leo XIII. gefeiertes Jubiläum fiel, zu welchem der Kaiserlicher Landesbibliothekar, Dr. Alfred Holder, mein väterlich gestunter Freund und späterer Vettermann, vom Großherzog als Ueberbringer einer Festgabe abgeordnet war, zumal Holder ohnedies, wie schon früher, seinen Urlaub zur Arbeit in der Vaticana zu verbringen beschlossen hatte. Wir wohnten Zimmer an Zimmer in der gleichen Pension. Der hervorragende Philologe — wie manchem Gelehrten, wie vielen Lernenden und Forschenden war er ein immer dienstwilliger Helfer! — hieß den jungen Archäologen an seinen Unternehmungen teilnehmen, wofür ich ihn, den Schwachsehenden, täglich durch die Stadt, über das Forum, zum Palatin oder zu einer anderen, mehr meinem Arbeitsgebiet zugehörigen Punkte der „Roma aeterna“ geleitete.

Bei solchen Gelegenheiten war's, daß der treffliche Handschriftenkenner und fleißige „Roderwälder“ Alfred Holder eines Tages überrascht und — ich spüre es an seinem Tone! — nicht allzu erfreut zu mir sagte: „Du — ich glaube, Du führst mich nicht nach archäologischem, sondern nach Scheffelschem Rezept!“ Das war in der einfachen Osteria hinterm Pantheon, wo ich den guten, soliden Holder zu einem mutigen Trunk bei wirkungsvollem „Cin, Cin!“, dem gehaltvollen Montefiasconer Wein, verfügte. Jetzt stieg in ihm erst der Verdacht auf, daß ich ihn schon seit Wochen offenbar „auf Scheffels Spuren“ herumgeführt hätte. Darum also mein häufiges Zitieren aus dem Trompeter! Nachend holte ich nun meinen „Baedeker“ aus der Seitentasche, und siehe! es war eine rote Goldschnittausgabe des — Scheffels-jünges vom Oberrhein.

Vermeinte ich aber jetzt, dem Freund im Silberhaar und Karlsruher Bibliothekar mit solcher Metamorphose einen Spas zu bereiten, so täuschte ich mich erheblich. Ich habe nie erfahren und weiß heute noch nicht, was der auch sonst bemerkten Verstimmung des badischen Gelehrten gegen den Namen Scheffel zugrunde lag; ich erinnere mich nur des halb unterdrückten Vorwurfs eines Mangels an Loyalität und Dankbarkeit seitens des Eckehardtdichters. Da ich derlei „Verstimnungen“ in der Gelehrtenwelt wie im literarischen Kollegentum bereits auch sonst schon kennen gelernt hatte, legte ich keinen Wert auf etwa nähere Begründung des möglichen Sachverhalts. Ich weiß heute nur und erfuhr es 1893 durch den unvergesslichen Gymnasialdirektor Emanuel Forster aus Konstanz, daß irgend eine „quellenkritische Frage“ zu Scheffels Eckehard hereinspielen soll. Inwiefern — das ist mir rätselhaft, da Holder 1840 geboren und der Eckehard des 1826 geborenen Dichters schon 1855 erschienen ist. Es scheint sich um eine spätere Kritik bezüglich der Art zu handeln, in der Scheffel die St. Gallener Chronik zu seinen Nachweisen und Anmerkungen im Anhang benützt hat, vielleicht um irgend eine philologische Auseinandersetzung. Ob die Hinterlassenschaft Scheffels darüber eine Auskunft enthielt, entzieht sich der Kenntnis.

Niem, der „Trompeter“ war mein Geleiter. Ich geriet in nicht geringes Erstaunen als ich wiederholt auf noch lebendige Spuren seines Schöpfers stieß, aus der Zeit, wo dieser in Italien „einst und später wieder“ geweltet hatte. Es war ja gottlob noch nicht das neue, umfrisierte Rom von 1897, 1906 und 1914, wie ich es noch Jahren wieder sah, sondern fast noch das halbverträumte, poetische Rom Goethes und Scheffels: der römische Bettler und die ohne Prüderie ihr Kindlein auf der Gasse säugende römische Mutter fehlten noch nicht im Straßenbild.

Draußen auf der Via Navia, in der braunen Campagna, begegneten mir die Geister dreier Großen aus dem deutschen Dichterbain: Goethe, Allmers, Scheffel. Als ich draußen erstmals den hochragenden, massigen Rundturm erblickte, drängte sich mir sofort ein Trompeterlied auf die Lippen:

Nun schrei' ich aus dem Tore
Ins weite, öde Feld,
Dort ist der große Friedhof
Der alten Römerwelt . . .

Mich grüßt der Turm, verguldet
Vom Abendsonnenstrahl —
Cäcilia Metella,
Dein trübsig Totenmal. —

Mit Alfred Holder bin ich auch eingekehrt in der alten Osteria von der Porta di S. Sebastiano. Und siehe, die gutmütige, lachende, kinderfelige Wirtin stammte aus Scheffels römischer Bekanntschaft. Gewiß stimmte die „Beziehung“ nicht, aber Holder mußte sich das Bittat aus „Lösung und Ende“ im Scheffelepos gefallen lassen:

„ . . . Früher hatten wir Verdacht, daß
Ihm die schöne Wirtin in der
Schenke beim Gaeriatale
Eine Flamme im Herz entzündet.
Abendlich sah man ihn wandeln
Vor die Porta Sebastiano . . .“

Hand der Philologe auch gerade den Stil und Tonfall dieser Worte „schauerhaft“, der edle Wein von Orvieto mundete ihm nicht schlechter, als er einst dem Meister Josephus gemundet hatte. Bei solchem Trunk mochten „Pilatus“ und „Herodes“ vielleicht doch noch Freunde werden . . .

Dann kam eine heitere Begegnung mit den Manen Scheffels. Draußen am „Ponte molle“, an der „trefflichen Bruck“, bei der nicht bloß der Herr Werner Kirchhoff, sondern auch der Herr Joseph Victor Scheffel „geschlürft“ schon manch tapfern Schluck aus strohumsflochtener Flaschen. Freund Holder beweiserte in ziemlich wegwerfender Gleichgültigkeit, daß ich die „echte“ Scheffelkneipe fände; er mißtraute den Angaben eines feinen alten römischen Offiziers, der uns auf der Pferdebahn bei der Piazza del Popolo hierüber einen Fingerzeig gegeben hatte. Er bemerkte schief lächelnd etwas nach der Weise jenes Eisenacher Leibzahnarztes, der mir auf die Frage, welche von den mehrfach so genannten Stammkneipen Frits Reuters in der Wartburgstadt die „richtige“ sei, antwortete: „Der Reuter — na, der hat an die dreißig solcher Stammkneipen gehabt!“

Ich wußte: das Märchen vom „trinkgewaltigen Scheffel“ war mit Vorsicht aufzunehmen . . .

Wir fanden die Laube in der richtigen Osteria und tranken den feurigen Orvietowein. Ich war jung und — in der Stimmung, wenigstens in der Heimwehstimmung des Trompeters. Wir stießen an, und ich zitierte:

„Doch vergeblich die Sehnsucht, vergeblich das Leid,
Die Sonn ist zu glühend, der Weg zu weit
Und das Fliegen noch nicht erfunden.
Padrone, noch eine Flasche herein!
Der perlreiche Orvietowein
Mag auch dem Traurigen munden.“

Der „Padrone“ ersahen und lächelte. Lächelte verschmüht und begann, indem er die leere Flasche wegnahm, artig zu fragen:

„Die Signori sind sicherlich Deutsche!“

„Na! Woran merken Sie das?“ Ich dachte an mein miserables Italienisch, in welchem ich den Wein bestellt hatte, dachte auch daran, daß er von ferne wohl unsere Unterhaltung vernommen haben könnte, obwohl er unsichtbar geblieben war, vielleicht auch daran, daß Freund Holder kurz vor seinem Erscheinen mein Bittat laut mit dem Spruch quittiert hatte: „Natürlich — wieder der Scheffel!“

Woraus hatte der Graukopf auf unsere Herkunft geschlossen? Konnten wir nicht deutsche Schweizer, nicht Oesterreicher sein?

Er lächelte wieder verschmüht:

„Schon wie Sie das Glas ansahen, zeigte mir, daß Sie Deutsche sind. Und erst, als Sie es ansetzten und — leerten. Veramente, daran erkennt man den Signore Tedesco!“

Das Lachen war nun an uns. Der Padrone verschwand. Bald kehrte er wieder. Er brachte ein sehr sorgfältig gewickeltes, sehr angeichmühtes Paketchen. Er entschürzte es: in vergoldetem Einband leuchtete uns — der „Trompeter von Säckingen“ entgegen. Und der edle „Padrone“ lächelte zum dritten Male verschmüht:

„Ecco, das unsterbliche „carmine“ von Schäfel!“ Ein Zug pfliffigen Stolzes glitt über sein feistes Gesicht. Bedeutsam versicherte er mit entsprechendem Augenausschlag: „Ein Geschenk des Dichters an mein eigenes Haus!“ „Alla mia propria casa“ — mit fettiger Wucht betonte er seinen — Schwindel. Denn Schwindel war's! Alfred Holder, der Bibliothekar, hatte schon mit einem verdächtigen Zucken um den Mund den Goldband angesehen. Nun griff er danach und verpackte mir, dem „Scheffelenhustianer“, wie dem verlogenen Padrone, mit größter Ruhe und mit dem kalten Lächeln ehrlichen Spottes eine moralische Ohrfeige:

„Soviel ich weiß, ersahen der Trompeter erstmals Anno 1854 und in weit prunkloserem Kostüm. Der Scheffel ist vor zwei Jahren gestorben. Diese Ausgabe ist postum. Die muß also Scheffels Phantom hier niedergelegt haben.“

Sprach's — und ließ mich ernüchert einen Schluck der Enttäuschung trinken. Der Padrone aber verzog sich mit einem entgepielten Achselzucken und wartete auf den Tag, wo noch dümmere Scheffelverehrer kämen als — ich.

An diesem Abend schritt Freund Holder sehr stolz neben mir heimwärts. Er erwartete nichts anderes, als daß ich in der nächsten Zeit es vermeiden würde, ihn an „römische Scheffelstätten“ zu verführen. Ich sah auch an den nächsten Abenden ganz allein in der Kneipe del facchino . . .

Aus meiner Handschriftenmappe.

Es war einmal — so fangen alle Märchen an. Auch das Märchen von meiner einst so reichen und weitbekannten Sammlung von Dichterhandschriften seit den Tagen Goethes, einst ausgelegt im heute wieder französischen Seseenheim drüben im Elsaß, wahrhaft in gut behüteten Mappen, auch wohl verlichen an Archive, zum Teil verschenkt an Museen wie das Schillermuseum zu Marbach, heute verweht, zerstreut, entführt — und nur in Trümmern noch mich mahrend an Tage, die gewesen sind.

Bei den Autographen von Paul Heyse, Hermann Dingeldey, Hermann Allmers, Martin Greif und bei der Haarlocke des früh verstorbenen Konrad Telmann und dessen Manuskripten lagen auch meine „Scheffeliana“. Nicht viele, auch keine umfangreichen, aber inhaltlich nicht wertlos. Gewiß — sie sind unverloren, sie zieren aber die Mappen neuer Besitzer oder, gebe es Gott, die Kataloge treuhütender Sammlungen öffentlichen Charakters.

Ich rede doch von ihnen, denn sie sind manchmal einigen verständigen Beurteilern Scheffels willkommen gewesen. So hat Sigmar Mehring in seinem schönen Buch „Dichter — Vorbeerkränze“ daraus Gewinn ziehen können.

Vom Ruhmesjahr 1870 ein Scheffelbrieftlein zur Weihnachtszeit an eine Dame: „Einen förmlichen Brief kann ich heute nicht schreiben, da ich zu traurig bin: diese Woche hat uns schwere Stobsposten gebracht, da die Badener am 18. vor Nuits bei Dijon im Feuer waren. Möge das Jahr 1871 Friede bringen und uns allen in neuen Deutschland glückliche Tage!“

Diesmal war er ein guter Prophet, der Meister Josephus.

Acht Tage später schrieb er an dieselbe Frau:

„Zu erzählen ist gegenwärtig wenig anders als vom Krieg, der sich neuerdings der süddeutschen Grenzmarke nähert . . . Ich sende Ihnen den Nekrolog unseres Freundes Feodor Dieß (des Malers), den wir gestern begruben. Sein schlachtenfreudiger Geist mag nun selbst über die Hunderttausende Gefallener emporschweben in den sonnigen Gefilden des ewigen Friedens.“

Wenige Sätze, aber sie beleuchten blühen die tiefsten Kernzenstiefen des Mannes, des Patrioten, des — Christen. Denn auch ein solcher, ein Christ, war Meister Josephus: kein äußerlich gewappeter, keiner, der in den Gassen betete, keiner, der Freude hatte am Theologengezänk, aber einer, der den Herrgott für etwas viel Bedeutenderes hielt als den Herrn Polizeidiener, den Herrn Amtmann und sogar als den — Herrn Pfarrer.

Ich kenne ein Brieftlein von ihm, das diesen Vergleich ebenso launig wie fromm ausspricht. Und ich kenne ein tapferes Wort des schon Müden, Zusammenbrechenden aus dem Herbst 1882, in leiser Vorahnung baldigen Endes, aber ein Wort der gottvertrauenden Zuversicht: „Wir wollen manchmal recht späte herbstliche Gedanken kommen, indes unverzagt weiter gewagt!“

M. D. / Auf nach Herculaneum!

Der ernsthafte Forscher möge es mir verzeihen, wenn ich meine Eindrücke von mir gebe, einfach so wie ich sie hatte; ich bin kein Gelehrter, sondern nur ein Mensch mit offenen Augen für Schönheit der Natur und Kunst und mit empfindlichem Gemüt für Erhebendes und Bedrückendes. Wie viel davon mir in Herculaneum zuteil wurde, soll in folgendem mitgeteilt werden.

Es war mein alter Wunsch und Sehnsuchtsstraum, nachdem ich Pompeii genossen, nun auch Herculaneum, die geheimnisvolle verschüttete Schwesterstadt, kennen zu lernen. Diesen Wunsch zu erfüllen, führen wir eines Sonntag nachmittags los von Neapel nach Resina, ich und meine Reisegefährtin, die sich entschlossen hatte, Glück und Unglück, Leid und Freud, wie sie eine solche Unternehmung bringen kann, mit mir zu teilen.

Diese Fahrt durch die endlos langen Vorstädte von Neapel ist an sich ein Unikum. Eine sehr breite Straße von alten verfallenen Palästen, von Kasernen, nebst minderwertigen Gebäuden flankiert, führt zunächst nach Portici. Man glaubt es in Karlsruhe nicht, was man in Portici alles kaufen, wenn man alles begeben kann.

Aber meine Tunte ist zu einförmig schwarz, als daß ich mit ihr die heitere Farbenpracht der kleinen Kaufläden schildern könnte. Es gibt da Käse in Gestalt ungeheurer herabhängender Birnen, Schlachtwaren von geradezu ungläublicher Reichhaltigkeit, die der armen Bevölkerung dieser Ortschaften noch als Lederbissen gelten; Marionettenfiguren, insbesondere Ritter mit alanzendem Blechpanzer und herabgelassenen Visieren. An einem der Paläste hing, allerdings nicht verkäuflich, ein Handtuch, ausgestopft, den kleinen Finger und den Daumen ausgestreckt, das in Neapel berühmte Schutzmittel gegen böse Blicke und andere Gefahren; die gleiche Wirkung haben die allorts käuflichen Hörnchen, leicht gewundene spitz endende Stäbchen aus Metall oder Korallen, die man zum Schutz an sich hängt oder mit sich trägt. Der Glaube an diese Amulette ist uralte, läßt sich bis zu den alten Babyloniern verfolgen und soll auch mit dem Phallusdienst in Verbindung zu bringen sein — doch ich versprach, keine Gelehrsamkeit anzukramen.

Und was man begegnen kann: Neben den bekannten großrädrigen, buntemalten Karren mit Dreigespann, wo das mittlere Pferd die Deichsel trägt mittels hohen versilberten Schmudgerätes, das auf dem Widerriß aufliegt, kam uns ein veritabler Theatriskarren entgegen, auf dem die Akteure kostümiert saßen, der Liebhaber und die Geliebte, der Bösewicht, der komische Alte, und der geführt wurde vom Harlekin in prägnanten Gewändern, wie denn überhaupt die menschliche Tragödie angeführt wird vom Hanswurst.

Endlos fährt man durch Portici und Resina, etwa eine Stunde braucht man mit der Elektrischen. Kurz vor dem Endpunkt fährt man durch die Torbogen in den Hof eines quer über die Straße gebauten früheren königlichen Palastes mit herrlichem Durchblick über Pinien aufs Meer. Die gewaltigen Kontraste der wunderbaren Natur und des kleinen menschlichen Glends berührt fesselt.

Als wir an der Tür ankamen, auf der steht: „Scavi di Ercolano“, dem Eingang zur alten Stadt, war dieselbe geschlossen. Sonntaglich in Gruppen herumstehende Müßiggänger bedeuteten uns, daß um 4 Uhr geschlossen werde, und es war leider schon 3/5 Uhr. Meine lebenswürdige und sprachgewandte Reisegefährtin stellte den Leuten in beweglichen Worten — einer sagte, sie spreche wie Campanile, ein Glockenturm mit kleinen schnellen Glöckchen — unsere Lage vor, daß wir weithergereiste Fremde seien, der Herr ein Gelehrter aus Deutschland, die Herculaneum besuchen wollten, alles nützte nichts; die Tür blieb zu. Der Herr Custode, der aus dem Wirtshaus geholt wurde, bestätigte freundlich bedauernd die unabänderliche Tatsache und lud uns ein, morgen zur rechten Zeit wiederkommen. Die allgemeine Lebenswürdigkeit meiner Gefährtin hatte jedoch immerhin einen großen Erfolg.

Zwei Männer führten uns, ohne später ein Trinkgeld zu nehmen, aus reiner Menschenfreundlichkeit durch Häuser und windige Gänge an einen sonst unauffindbaren Punkt, von wo aus man wie in eine tiefe Cisterne hinabschauen konnte, und wir entdeckten in einer Tiefe von etwa 30 Metern einige Theaterfragmente.

Die Jugend Resinas hatte sich inzwischen auch eingefunden. Im allgemeinen hat ja das früher so belästigende Betteln in Italien fast ganz aufgehört. Diese Gelegenheit war aber zu verlockend für die Jugend von Resina.

Meist kränkliche, blasse, unterernährte skrofulöse Kinder mit roten Augenrändern umdrängten uns und berührten uns bittend; dabei immer das freundlichste Lächeln auch der kränklichsten und hilflosesten. Ein häßlicher, dickköpfiger Junge spielte den höchsten Trumpf aus, indem er das amerikanische Sternenbanner vor uns entrollte. Dabei waren die kleinen Herrschaften sehr genau in der Registrierung ihrer Empfänge. Ich hatte einem kleinen armen Mädchen 2 Soldi gegeben, gab dann einem Jungen 1 Soldi, worauf er energisch remonstrierte, bis auch er die Taxe von 2 Soldi erhalten hatte. So lebt der Sinn für Recht und Gerechtigkeit in diesem Volke.

Wir rissen uns schließlich los, schwerer aus der immer zunehmenden Menge der heisenden Kinder, als von dem Anblick der Strohfragmente in dem schwarzen Loch.

Die erregenden Klagen meiner Begleiterin hatten auch die Schutzmannschaft in Bewegung gesetzt. Ein zunächst grausam aussehender Schutzmann mit schwarz funkelnden Augen und wackerem herausschendem Schnauzbart, ein richtiger Kinderschreck, wurde unter den beständigen Worten meiner Begleiterin so warm und gerührt, daß er uns einen Platz verriet, von dem aus wir vieles übersehen könnten. Nun ging es unter der Führung der heiligen Hermadas wieder durch Winkel und Gäßchen zum Haus eines Freundes des Schutzmannes, von dessen Balkon aus man hinabsehen konnte auf den offen liegenden ausgegrabenen Teil von Herculaneum. Von diesem hohen Balkon aus, den wir nach Durchquerung einiger Familienräume, in denen ein junger Mann sich rasieren ließ und Weiber Weibliches verrichteten, erreichten, sahen wir hinab in die Tiefe auf einen Platz etwa von der knappen Größe des Stephansplatzes in Karlsruhe, auf dem sich beiderseits einer Hauptstraße Häuserreihen in der Art der pompejanischen erhoben. Auch einige Säulensäulen machten sich geltend; alles in allem kein übertrieben sensationeller Anblick.

Und mehr gab es für heute nicht zu sehen, der unterirdische Teil blieb uns verschlossen, so daß wir, zähe Deutsche, am nächsten Vormittag den Versuch wiederholten, wieder die endlose Fahrt durch die breite Straße machten, um am Eingang der Scavi von dem in feierlicher Uniform auftretenden Custode freudig, wie alte, erwartete Bekannte begrüßt und mit warmer Leidenschaft aufgenommen zu werden, denn der Andrang ist nicht groß und jeder Fremde wird als Lederbissen verschlungen. Nachdem wir das Eintrittsgeld von 4 Lire pro Person entrichtet hatten, wurden uns Kerzen auf Leuchtern angedeckt und hinab gingen die vielen Stufen ins Unterirdische, Feuchte, Schwarze. Und viel mehr als schwarze Feuchte oder feuchte Schwarze haben wir da unten nicht gefunden. Wohl machte der sehr geprüdige Custode auf hundert Einzelheiten aufmerksam; auf das Merkmal römischer Fensterumgebung; in den Gängen des Theaters, während die Fensteröffnungen selbst von schwarzer Lava gefüllt sind. Und darin liegt der Unterschied im Untergang von Pompeii und Herculaneum.

Während Pompeii von Sand und kleinen Steinen, Capilli, überschüttet, erfüllt und überhöht wurde, so daß es gewissermaßen im Sand errant, ergab sich über Herculaneum der Strom der alubenen Lava des Vesuvius, die erstarrt, die Höhe des Bodens um 20-30 Meter erhöhte, und auf dieser erstarrten Lava haben sich später Menschen angesiedelt und die Stadt Resina erbaut. Diesen Unterschied bedingte die Lage der beiden Städte; Pompeii liegt ziemlich entfernt vom Vesuv, Herculaneum dicht an dessen Füßen. In den Gängen werden verschiedentlich Reste verfohrter Holzbalken gezeigt. Man sieht die Bühne, auf welcher damals nur eine große Kellerrassel auftrat; rechts und links der Bühne Södel mit Inschriften, die darauf stehenden Statuen fehlen. Dann erkannten wir gerührt das schon gestern von oben gelesene Fragment von Stroh von den obersten Rängen des Theaters, die der Taubenschlaue genannt wurden.

Was sonst noch der Führer erzählte angesichts schwarzer, feuchter Wände, habe ich vergessen, und wir waren herzlich froh, als wir wieder ans Tageslicht heraufkamen, in dem dankbaren Bewußtsein, in Herculaneum gewesen zu sein, wo man, unterirdisch, doch nur minimale Fragmente eben des Theaters zu sehen bekommt. Oberirdisch, d. h. unbedeckt von Erde, hatten wir uns durch den gestrigen Besuch des Balkons am Haus des Freundes des Schutzmannes, den Eindruck vorweggenommen. Wir durchqueren die verschiedenen Häuser und Gärten, hören die Namen der Häuser: Ein Haus des Traus, des Aristides, des Genius. Uebrigens lauter Dinge, die der Besucher von Pompeii in viel weiterem und glänzenderem Umfang kennt.

So war uns ermüdetem und etwa enttäuschten Herculaneum-Wilgern gewiß zu gönnen, daß wir uns im Teatro Reale di San Carlo in Neapel Erholung suchten, diesem, trotz der Scala in Mailand größten europäischen Theater, dessen prachtvoller, riesenhafter Zuschauerraum in edelstem Stil uns nicht weniger erfreute, als die wundervollen Stimmen der Sänger des Trovatore, sowie die edlen Gemälde der Dekorationen, die nichts von hypermodernen Kubismus verriet. Gegenüber dem unterirdischen Theater von Herculaneum war das Teatro di San Carlo wahrhaft überirdisch.

Und so stimme ich überein mit dem, was Baedeker über Herculaneum sagt, daß für den, der nicht über sehr viel Zeit verfügt, der Besuch von Herculaneum sich nicht lohnt. Deshalb bezweifle ich nicht die große Arbeit, die in dem stückweisen Aufdecken des Theaters geleistet ist unter einer bewohnten Stadt; für den Architekten und Archäologen mag viel Interessantes zu finden sein, aber wir waren keine Architekten und Archäologen, sondern einfache Menschen. Und das, was jeden Menschen interessieren kann, die Kunst, ist längst nach Neapel ins Museum gebracht, wo man Herculaneum wahrhaft sieht und verehrt.